

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 4. May 1822.

54

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die astronomischen Denkmäler Denderah's.

Von J. J. Littrow.

(Schluß)

Alle diese Erscheinungen werden, wie gesagt, nur dann genau zutreffen, wenn der Frühlingspunct mit dem wahren Puncte des Widders zusammen fällt. Daß dieß vor Zeiten der Fall gewesen, ist nicht zu bezweifeln. Wir besitzen noch mehrere Abbildungen alter Thierkreise, in welchen der Frühling wenigstens sehr nahe in diesen ersten Punct des Widders fällt. Da wir aus dem Vorhergehenden wissen, daß der Frühlingspunct in $71 \frac{1}{10}$ Jahren sich um einen Grad bewegt, da uns ferner bekannt ist, daß jetzt in unseren Tagen der Frühlingspunct nicht mehr in dem Widder, sondern im Sternbilde der Fische, also beynah dreißig Grade rückwärts befindlich ist; so läßt sich daraus mit Sicherheit schließen, daß jene Thierkreise ungefähr zwey tausend Jahre alt seyn müssen, daß sie also etwa zweyhundert Jahre vor Christi Geburt verfertigt worden sind.

Dieselbe Berechnung hat man auf den berühmten Thierkreis von Denderah anzuwenden gesucht. Man fand, daß sich das Solstitium in demselben vor dem Löwen oder in den letzten Graden des Krebses befindet. Da man aus anderen Nebenumständen des Monumentes zu erkennen glaubte, daß dieses Solstitium das Winter-solstitium seyn müsse, so fiel natürlich der Frühlingspunct des Thierkreises in die Wage. Da sich aber jetzt der Frühlingspunct in den Fischen befindet, so ist nach der angestellten Berechnung jener Gelehrten dieser Punct, seit der Verfertigung des Thierkreises, um volle sieben Zeichen, oder um zweyhundert zehn Grade rückwärts geschritten. Hierzu hat er, wie aus dem Vorhergesagten erhellt, fünfzehn tausend Jahre gebraucht; also mußte der Thierkreis von Denderah bereits fünfzehn tausend Jahre alt seyn, ein Alter, das allen Kenntnissen widerspricht, welche wir von der Entstehung der Erde und der Dauer des Menschengeschlechtes haben.

Wer jenen Zodiacus von Denderah in der Abbildung gesehen hat, wird

bemerkt haben, daß das Solstitium auf demselben in dem Löwen oder vielmehr vor dem Löwen, zwischen ihm und dem Krebse, verzeichnet ist. Es kommt nun darauf an zu untersuchen, ob es das Sommer- oder Winter-Solstitium ist. Nehmen wir einmal an, es sey das Sommersolstitium, so fielen der Frühlingspunct in die Mitte zwischen Stier und Widder, also fünf und vierzig Grade weiter vorwärts, als heut zu Tage. Hieraus würde folgen, daß der Thierkreis fünf und vierzig Mal $71 \frac{7}{100}$ Jahre oder 3228 Jahre alt, d. h. daß er um das Jahr 1400 vor Ch. Geb. verfertigt worden sey. Diese Rechnung weicht freylich sehr ab von jenem Alter von fünfzehn tausend Jahren, welches, wie wir sogleich sehen werden, sich durch nichts verbürgen läßt.

Plutarch erzählt (de Iside), daß die Ägyptier die aufgehende Sonne durch ein Kind darstellten, welches auf einem Lotus sitzt, einer Wasserpflanze, zum Zeichen, daß die Sonne sich gleichsam aus dem Wasser des Oceans über die Erde erhebt. Dieses Kind findet sich in dem Zodiacus in der That bey dem Widder, woraus sich schließen läßt, daß der Frühlingspunct bey dem Widder, und daß daher bey dem Krebse das Solstitium des Sommers, nicht das des Winters, wie jene Gelehrten behaupten, befindlich war. Weiter, die Frühlingsnachtgleiche wurde, wie Clemens Alexandri sagt, bey den Ägyptiern durch einen Sperber vorgestellt; auch dieser findet sich auf dem Zodiacus bey dem Widder verzeichnet. Horus Apollon erzählt, daß die Ägyptier das Winter-solstitium durch einen Mann vorstellten, der nur ein Bein hat, oder dessen Beine so zusammengewachsen sind, daß sie nur ein einziges auszumachen scheinen, ein sehr angemessenes Bild für den Stillstand der Sonne. Man findet dieses Bild auf mehreren Thierkreisen bey dem Steinbocke. Dort also und nicht bey dem Krebse war das Winter-solstitium. Endlich erblickt man bey dem Krebse eine hohe Pyramide, auf der ein Sonnenbild steht, die sprechendste Darstellung des Sommersolstitiums, in welchem die Sonne ihre größte Höhe erreicht hat, und beynah senkrecht über dem Tempel von Denderah stand. Ich glaube, es ist schwer, sich diesen Ansichten, diesen eben so natürlichen als einfachen Erklärungen nicht zu fügen, und dagegen einer anderen entgegen gesetzten Meinung beyzutreten, die durchaus keine Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Aus dem Thierkreise selbst ergibt sich also, daß er um das Jahr 1400 vor Ch. Geb. verfertigt worden ist, eine Zeit, wo die Künste und Wissenschaften in Ägypten den höchsten Grad ihrer Bervollkommnung erreicht hatten, wofür auch die oben erwähnte Bollendung des Tempels in allen seinen Theilen spricht. Wir wollen nun sehen, welche andere Gründe, die nicht von dem Denkmale selbst genommen werden, für oder gegen die von uns aufgestellte Angabe des Alters dieses Zodiacus sprechen.

Zuerst muß bemerkt werden, daß diejenigen, welche die ägyptischen Denkmäler brauchen oder mißbrauchen wollten, um damit gewisse Zwecke zu erreichen, nicht Denderah zu ihrem Gemeinplatze hätten wählen sollen, da es offenbar andere Überreste von Gebäuden in jenem Lande gibt, die von einem höheren Alter zeugen, als die zu Denderah. Die lebhafteste Frische des letzten Monuments, die kunstreiche Ausführung der Verzierungen aller Art, die correcte lebendige Zeichnung, der Luxus selbst, der an allen Gegenständen

verschwendet ist, alles dieß beweiset, daß diese kostbaren Überreste einer spätern Epoche angehören, einer Epoche, in welcher Wohlstand und der von ihm unzertrennlich verbundene Kunstsin, die höchste Stufe erreicht hatten.

Nur muß man auch hier nicht wieder zu weit gehen, und jene Monumente mit Visconti und andern Archäologen in der Zeit der Ptolomäer oder gar unter der Herrschaft der römischen Kaiser entstehen lassen wollen. In dieser Zeit war die Blüthe Aegyptens längst in Abnahme; ein Volk, das schon seit Jahrhunderten seinem Untergange entgegen eilt, schafft keine solchen Denkmäler mehr. Selbst die Religion des Landes wurde weder unter den Ptolomäern, noch weniger unter den Römern beschützt, sondern vernachlässiget, ja absichtlich zurückgesetzt. Wie läßt sich also von solchen Beherrschern die Erbauung eines Tempels für eine sinkende Religion erwarten, der ungemeine Summen Kosten und die Kräfte des ganzen Landes in Anspruch nehmen mußte? Die ägyptischen Priester hatten bereits zu Augustus Zeit, selbst in ihrem eigenen Lande, alles Ansehen verloren, da sie in dem Wahne, von den berühmten Verdiensten ihrer Vorfahren zu zehren, sich einer völligen Indolenz hingaben, und sich in ihren Tempeln selbst durch rohe Unwissenheit auszeichneten. Strabo, der zur Zeit vor Ch. Geb. schrieb, erzählt, daß das Studium der Philosophie und der Astronomie, durch welches sich die ägyptischen Priester früher berühmt gemacht hatten, zu seiner Zeit längst von ihnen vernachlässiget worden sey, und daß diejenigen, welche der Neugierde wegen ihre alten Tempel besuchten, keine gebildeten Führer, sondern nur gemeine Leute angetroffen hätten, die ihnen die heiligen Gefäße zeigen, und die Gemälde an den Wänden erklären wollten, aber dabey so viel Unwissenheit und dummstolze Anmaßung an den Tag legten, daß sie meistens nur ausgelacht wurden. Solcher Leute wegen sollten fremde, ausländische Regenten dergleichen Tempel errichtet haben? oder, wenn es demungeachtet geschehen wäre, würden wir nicht in einem der vielen römischen und griechischen Schriftsteller, die aus dieser Zeit auf uns gekommen sind, eine Nachricht von der Errichtung eines solchen Werkes durch ihre Landsleute verzeichnet finden, die doch sonst ihrer Eitelkeit so gerne viel kleinere Opfer zu bringen bey keiner Gelegenheit unterlassen? Zwar liest man eine griechische Inschrift auf dem Tempel, aber diese Inschrift befindet sich erstens nicht auf dem Tempel selbst, sondern nur auf dem abgesonderten Vorhofe desselben; sie ist zweyten auf keiner Hauptstelle dieses Vorhofes, sondern mit kleinen ärmlichen Buchstaben nur auf einer wenig bemerkbaren, von den Hieroglyphen zufällig leer gelassenen Stelle, also später eingeschaltet, und sagt endlich nur: daß Tiberius Cäsar, des Augustus Sohn, diesen Vorhof der Venus geweiht habe. Es ist dieß, wie man weiß, nicht das erste Beyspiel von der Anmaßung der Römer, die fremde Denkmäler mit ihren Aufschriften versehen, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Auch hat der Styl und die ganze Anlage des Tempels gar keine Spur von dem sogenannten griechischen Geschmacke aufzuweisen; er ist vielmehr rein ägyptisch, aber ganz ausgebildet. Noch weniger endlich wird man die Erbauung dieses Gebäudes, wie einige wollten, den Persern zuschreiben können, von denen bekannt ist, daß sie im Gegentheile alle Tempel und Palläste Aegyptens zerstörten, weil sie die abgesagten Feinde der ägyptischen Religion waren, und die Bewohner dieses Landes als trüg und

eigen Sinnig verachteten. Überhaupt scheinen die Ägyptier bey ihren Eroberern und späteren Beherrschern nicht in dem besten Ansehen gestanden zu seyn. Flavius Bopiscus hat uns einen Brief des Kaisers Adrian aufbewahrt, der selbst Ägypten besucht und längere Zeit daselbst zugebracht hatte; er sagt von den Einwohnern dieses Landes: „Die Ägyptier sind äußerst veränderlich, diebisch, unruhig, prahlerisch und eitel; sie haschen nach Neuigkeiten, lassen sich durch einen Gassenhauer zu den äußersten Dingen bewegen.“ In einer andern Stelle heißt es: „Dieß Ägypten, mein lieber Servianus, welches du mir so lobst, habe ich kennen gelernt. Sein Volk ist leichtsinnig, allem Neuen nachhängend, die Veränderung über alles liebend, ein unruhiges, immer zum Aufstande geneigtes Volk, dummsolz und bis zur Unglaublichkeit eitel. Ich habe ihnen alle ihre alten Privilegien wieder gegeben und viele neue dazu: welchen Dank habe ich und mein Sohn dafür eingeehrt! Ich wünsche ihnen nichts, als daß sie sich täglich an ihren Hühnern satt essen mögen, die sie auf eine Weise pflegen, daß ich mich schäme, es wieder zu erzählen. Ich schicke dir hier einige ägyptische Becher, die mir ein Priester geschenkt hat, und die du an Festtagen bey Tische brauchen kannst; aber gib Acht, daß mein Sohn sie nicht zu lieb bekomme.“

Übrigens scheint es, als ob diese durch ihre Unwissenheit in der Sternkunde später so verachteten Ägyptier auch in ihrer blühendsten Zeit keine große Fortschritte darin gemacht hatten. Würden sie sonst diese ihre großen und wichtigen Kenntnisse so sorgfältig zu verbergen gesucht haben? Durch diese Geheimnißkrämerey haben sie allerdings den großen Haufen der Reisenden getäuscht, aber nicht die, welche den Zustand ihres Wissens näher zu untersuchen im Stande waren. Wie erbärmlich mochte es mit ihrer Geometrie beschaffen seyn, welche sie seit so vielen tausend Jahren getrieben zu haben versichern, wenn Thales erst sie lehren sollte, wie man die Höhe ihrer Pyramiden durch den Schatten derselben messen konnte. Wie weit konnten sich ihre Kenntnisse in der Astronomie erstrecken, da ihr Jahr immer nur 365 Tage hatte, während selbst die Chinesen aus ihren sehr rohen Beobachtungen die wahre Länge des Jahres viel richtiger ableiteten; während selbst die Mexicaner, alle Gemeinschaft mit den übrigen cultivirten Theilen der Erde entbehrend, dieses erste und wichtigste Element, die Länge des Jahres, mit einer größern Genauigkeit zu bestimmen wußten, als es selbst dem größten und gelehrtesten aller alten Astronomen, dem Griechen Hipparch, möglich war, eine sonderbare Erscheinung, die sich nicht anders erklären läßt, als wenn man annimmt, daß die Amerikaner in früheren Zeiten auf uns bisher unbekanntem Wegen ihre Kenntnisse aus den ältern Welttheilen gezogen haben. Wie ganz anders stehen dagegen diese, durch ihre tiefe Weisheit und durch ihre seit Jahrtausenden cultivirte Astronomie berühmten Ägyptier da, die, weil sie nichts besseres wußten, albern genug waren, dem Herodot zu erzählen, daß in der Vorzeit die Sonne schon zweymal auf der Stelle aufgegangen sey, wie sie damals unterging, ein Märchen, dem bey uns nicht einmal die Knaben mehr Aufmerksamkeit schenken würden. Oder, wenn sie in der That so tiefe Kenntniß besaßen, wo sind denn die Entdeckungen, welche dieses Volk in der Astronomie gemacht haben will? Den wahren Astronomen der alexandrinischen Schule mußte mehr, als irgend Jemanden, daran gelegen seyn,

sich in Kenntniß der Beobachtungen ihrer Vorgänger zu setzen, die ihnen zu Bestimmung der Elemente der Planeten unentbehrlich waren. Warum nahmen sie diese alten Beobachtungen nicht von den Ägyptern, die ihnen doch so nahe waren? Warum suchten sie in dem fernen Chaldäa, was sie viel leichter in den ägyptischen Tempeln hätten finden können, wenn es dort gewesen wäre? Warum haben sie sich endlich, da sie sorgfältig nach den ältesten Beobachtungen forschten, mit solchen begnügt, die nicht einmal sechshundert Jahre alt waren, denn nur dieses geringe Alter haben die drey ältesten Beobachtungen, die uns Ptolemäus aufbewahrt hat, nämlich die drey Mondfinsternisse, die in den Jahren 720 und 719 vor Ch. Geb. in Babylon gemacht worden sind. So oft die Griechen Beyspiele oder Beobachtungen aus alten Zeiten brauchten, um ihre Theorien zu unterstützen, so oft gehen sie zu den Ausländern, und auch nicht ein einziges Mal suchen sie dieselben in Ägypten selbst, in welchem Lande sie doch lebten. Vergebens wird man einwenden, daß die Ägypter, eifersüchtig auf ihre geheimen Kenntnisse, sie vor den Ausländern verschlossen. Ein solches Geheimhalten durch Jahrtausende ist sehr wenig natürlich, da es in einer so langen Periode doch endlich einen Menschen unter ihnen geben mußte, der sich auf irgend eine Weise geneigt gefühlt hätte, diese köstlichen Kenntnisse andern mitzutheilen, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, wo Ägypten bereits von griechischen Königen beherrscht wurde, die es eine Reihe von Jahrhunderten hindurch zu ihrer besondern Sorge gemacht hatten, die Astronomie zu befördern, und bey denen die ägyptischen Priester, um die neu angekommenen Ausländer, auf deren Beyfall sie natürlich sehr eifersüchtig seyn mußten, zu verdrängen, sich nicht besser empfehlen konnten, als durch die Mittheilung von so reichen Schätzen, in deren ausschließendem Besiß bisher gewesen zu seyn, sie sich oft gerühmt hatten.

Überhaupt scheint die Ruhmredigkeit dieses und so manches andern Volkes der Vorzeit eine Art von Krankheit gewesen zu seyn, welcher alle die unterlagen, die auf einige wissenschaftliche Cultur Anspruch zu machen glaubten.

Die Chineser z. B. die sich von jeher viel mit der Astronomie beschäftigten, die seit vielen Jahrhunderten ein eigenes mathematisches Collegium in Form eines Reichsrathes besaßen, der unmittelbar unter dem Schutze ihres Kaisers stand, rühmten sich bey der Ankunft der Jesuiten in diesem Lande, daß sie schon seit zehntausend Jahren ununterbrochene Beobachtungen der Sonnenhöhe an dem Gnomon angestellt hätten. Troß dem konnten sie, als man sie darum befragte, die Länge des Schattens ihres Gnomon für einen gegebenen Tag des Jahres nicht berechnen, so wenig, als sie eine Finsterniß auch nur auf eine ganze Stunde genau vorherzusagen im Stande waren, obschon nach einem sehr alten Reichsgrundgesetze die Todesstrafe auf eine falsche Berechnung der Sonn- und Mond-Finsternisse gesetzt war. Wie wäre diese Bestimmung ihnen auch möglich gewesen, da sie bey der Ankunft jener Gesellschaft noch immer die feste Überzeugung hegten, daß die Peripherie des Kreises sich zu ihrem Durchmesser genau wie drey zu eins verhalte, und da sie, nach der Versicherung der Jesuiten, nicht einmal die ebene Trigonometrie kannten?

Noch besser verstanden sich auf diese Großsprecherereyen die Indier, die ihren Sternkatalogen und ihren Planetentafeln ein so hohes Alter beylegen, mit Perioden von zwey, vier und acht Millionen Jahren, wie mit Rechen-

pfennigen spielen, und deren ältestes astronomisches Buch, die *Suria Sidanta*, schon vor 21'649,000 Jahren einem ihrer Landesleute *Maja* unmittelbar vom Himmel mitgetheilt worden seyn soll. Gewisse Leute, welche ein besonderes Interesse zu haben scheinen, das bisher beynah allgemein und aus sehr triftigen Gründen angenommene Alter der Erde viel zu klein zu finden, glaubten in den Planetentafeln der Indier einen unumstößlichen Beweis für ihre Hypothese anzutreffen, da diese Tafeln sich auf eine Beobachtung der gemeinschaftlichen Conjunction aller Planeten zu einer Zeit gründen, die viele tausend Jahre vor der von uns angenommenen Schöpfungsepoche Statt hatte. Allein glücklicher Weise sind Planetentafeln keine Hieroglyphen, aus denen man mit einiger Einbildungskraft alles herausfinden kann, was man in ihnen sucht. Diese Tafeln lassen sich berechnen, und unsere gegenwärtigen Kenntnisse der mittleren Bewegungen der Planeten sind mehr als genügend, um die Prahlerey dieser sogenannten altergrauen indischen Astronomen mit geometrischer Strenge zu widerlegen. Wenn man mit unsern Tafeln bis in jene geheimnißvolle Epoche zurück rechnet, so findet sich, daß zu dieser Zeit durchaus keine Conjunction aller Planeten möglich war. Da sich aber diese Conjunction in den indischen Tafeln sehr genau berechnet findet, so folgt: daß man dort jene Epoche künstlich rückwärts gerechnet hat, und daß sonach das ganze Verdienst dieser uralten Tafeln sich auf einen gemeinen Betrug reducirt.

Es ist aber immer auffallend, daß diese Beweise für das hohe Alter der Erde, die aller uns bekannten Menschengeschichte widersprechen, immer nur von Männern geführt werden, die selbst keine eigentlichen Astronomen sind, obschon sie sich, wie man aus ihren Bemühungen sieht, so gerne dafür ausgeben möchten. Diese Leute, die mit dem ihnen aus manchen Gründen so lieb gewordenen Worte des *Präcession der Nachtgleichen* so freigebig sind, daß sie es auf jeder Seite ihrer voluminösen Werke zu wiederholen gar nicht müde werden, würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie uns sagen sollten, woher diese Präcession komme, und wie und durch welche Berechnungen sie gefunden werde. Aber freylich ist es leichter, sich den Spielen der Einbildungskraft hinzugeben, als den Vorschriften einer nüchternen und geregelten Vernunft zu folgen, so wie es leichter ist, Hypothesen auf Gerathewohl zu erbauen, als aufrichtig und mühsam die Wahrheit zu suchen, und keine Mühe zu scheuen, sich ihr, auch nach Jahre langem Bemühen, auch nur einen Schritt zu nähern. Es scheint aber, als ob es den meisten dieser Herren nicht sowohl um die Wahrheit, als um die Erreichung ganz anderer Zwecke zu thun wäre, sehr löblicher Zwecke, mit denen sie jezt noch zurückhalten, um später, wenn ihre Vorbereitungen alle vollendet seyn werden, desto triumphirender damit hervortreten zu können. Allein der erhabene Tempel, auf dessen Ruinen sie so gerne ihre eigenen Altäre errichten möchten, wird wahrscheinlich auch dann noch in seiner ganzen Herrlichkeit stehen, wenn das Andenken seiner Gegner bey der Nachwelt schon längst der verdienten Vergessenheit übergeben seyn wird.

Theater- und Concert-Anzeige.

Das Ehrenwort, Lustspiel in vier Aufzügen, von C. H. Spieß. Neu zur Aufführung gebracht auf dem K. K. Hoftheater an der Burg.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß Hr. C. H. Spiess, der Verf. mehrerer Romane, auch Theaterstücke, und zwar Lustspiele, geschrieben habe. Wir stoßen zwar in dem anzugehenden Stücke, besonders im Charakter der sehr verliebten und sehr sentimentalischen Baroninn von Waldheim, auch auf einigen Jammer; aber das Stück hat dennoch einen lustigen Ausgang, und das ist die Hauptsache bey einem Lustspiele. Da wir sonst wohl selbst auf Natürlichkeit in den Charakteren und im Dialoge dringen; so wollen wir dem Verf., besonders, da er todt ist, keinen Vorwurf daraus machen, daß er seinen Personen und seinen Scenen ein wenig zu viel davon mitgetheilt hat. Denn Natürlichkeit ist etwas Gutes, und ob des Guten zu viel geschehen könne, ist eine jener Controversen, welche so lange unentschieden bleiben dürfte, bis die Dinge auf der Welt aufhören werden, zwey Seiten zu haben. Die Baroninn von Waldheim verliebt sich in den Baron von Lohnau; daran thut sie keine Sünde, denn dergleichen ist bisher mehreren Frauen begegnet. Sie schickt Boten an denselben ab, die ihn aushorchen sollen, ja, sie verkleidet sich sogar in ein Bauermädchen, weil ihr hinterbracht worden ist, Lohnau wolle nur ein solches, und keine Dame vom Stande, heirathen; das muß ebenfalls so kommen, denn die Intrigue des Stücks verlangt es. Endlich läuft sie dem Barone, im eigentlichen Verstande, ein paarmal auf dem Fuße nach, und auch das finden wir in der Regel, denn das Stück muß ein Ende, also eine Heirath, haben, weil es, ohne diese, kein Lustspiel seyn würde. Eine Person ist freylich im Stücke vorhanden, von der es nicht recht klar wird, wie man mit ihr daran ist: das ist der Hr. von Schönfeld; offenbar ein idealer Charakter, denn in der Wirklichkeit kann sicher kein solcher vorhanden seyn. Das Stück unterhält im dritten und vierten Acte, weil die Natürlichkeit hier etwas intrigirt zu werden beginnt. In den beyden ersten Acten haben wir eine gute Scene gefunden, die zwischen dem Baron und seinem Bedienten: der Baron will, wie schon oben gesagt, keine vornehme Dame, sondern eine Bäuerinn zur Frau nehmen. Wahrscheinlich um sich in seinem Vorsatze zu bestärken, thut er an seinen Bedienten folgende Frage: „Wenn du zwischen einem reichen, aber durch die vornehmen Sitten verdorbenen Mädchen und zwischen einer armen, aber unschuldigen und tugendhaften, Bäuerinn zu wählen hättest, welche würde den Vorzug erhalten?“ Und der Bediente antwortet: „Die Reiche;“ ja er bleibt selbst dann bey seiner Meinung, wann der Baron den Fall annimmt, er, der Bediente, sey selbst reich. Dem Geiste des übrigen Stücks zu Folge, hätte der Bediente, der Behauptung, daß ein Bauermädchen moralisch besser sey, als eine Frau vom Stande, auf der Stelle und unbedingt beystimmen müssen. Um so größer ist die Überraschung, in welche uns die entgegengesetzte Äußerung desselben versetzt. Darin eben liegt das Vergnügen dieser Scene. So viel vom Stücke selbst. Was die Aufführung anbetrifft, so ist diese, im Ganzen genommen, rasch und lebendig gewesen. Der Charakter der Baroninn ist ein Gemengsel von Sentimentalität, Laune, Coquetterie und Gemüth: er gebriecht des Grundtons. Mad. Löwe ist daher zu entschuldigen, daß sie (um im Gleichnisse zu bleiben) dann und wann unsicher intonirt hat. Im vierten Acte sind ihr jedoch eine gewisse subjective Innigkeit und ein wahres, nicht gemachtes Gefühl, welche das ganze Publicum ergriffen haben, sehr zu Statten gekommen. Wird man uns die Freyheit zugestehen, Mad. Löwe auf ihre erste Scene mit dem Barone aufmerksam zu machen, eine Scene, die, ohne es zu scheinen, von großer Schwierigkeit ist? Was hat Mad. Löwe hier alles in einer einzigen Person darzustellen? Die geistvolle, liebende Baroninn, die befangene Frau vom Stande, welche, trotz ihrer Liebe, in dem gethanen Schritte, und wäre es auch nur des ungewissen Ausganges wegen, eine gewisse Unziemlichkeit finden muß, das verstellte Bauermädchen, in welchem die Baroninn, und zwar diese mit dem ganzen Heere contrastirender Gefühle, die derselben eigen sind, zu erkennen seyn muß u. s. w. Auch dürfte der Augenblick, wo das verstellte Bauermädchen dem Barone die drey Ducaten zurückgibt, etwas mehr nüancirt und wichtiger hervorgehoben werden müssen. Hr. Koberwein, als Baron, hat mehrere sehr glückliche Augenblicke gehabt. Wir rechnen dazu einen großen Theil seiner ersten Scene mit Hrn. von Schönberg, und besonders das stumme Spiel im dritten Acte, wann er in dem Bauermädchen die Baroninn erkennt. Diese Scene macht überhaupt vielen Effect, wozu auch

Hr. Lemberg (Major von Tilly) und Hr. Saché (des Barons Bedienter) das Ihrige beitragen. Letzterer ergötzt durch seine freylich possierliche, aber doch nicht schlafdrückig-häusliche Darstellung. Hr. Wothé (Hr. von Schönbera) tritt zu leise auf und scheint sich nur versuchen zu wollen. Uns dünkt, dieser brave Künstler könnte sich immer gehen lassen, ohne Furcht vor dem Fallen zu haben.

Sonntags, den 28. April, hat Hr. Johann Sedlitzek im landständischen Saale ein Vocal- und Instrumental-Concert gegeben und sich in demselben mit einem B. Romberg'schen Flötenconcerte und neuen Variationen für die Flöte von Franz Weiß hören lassen. Hr. Sedlitzek kann, nach unserer Meinung, zu den Flötenkünstlern gezählt werden, welche den besten Ton und die größte Fertigkeit auf diesem Instrumente besitzen. In der Nuancirung des Vortrags, welche auf der Flöte um so unerlässlicher ist, als dieses Instrument einen höchst charakterlosen und einseitigen Ton hat, dürfte der Künstler noch Fortschritte machen können; besonders scheint seinem Piano der erste, und seinem Forte der letzte Hauch abzugeben. Auch steht ihm, wie uns dünkt, in der Kunst des Athemholens noch die letzte Stufe zu erreichen. Hr. Sedlitzek hatte übrigens Unrecht, hinter einem Pulte zu spielen, der ihn vor drey Theilen der Zuhörer verbarg: er ist eben so gut anzusehen, als anzuhören. Die Overtüre in C-moll von Hrn. Reissiger hat unsere Aufmerksamkeit erregt: in ihr liegen Spuren eines Talents, welches sich durch fernere Ausbildung bemerkbar machen kann. Aber wir bitten den jungen Componisten, nicht zu roffsiniren. Damit er sehe, daß wir ihn nicht ungehört verdammen, wollen wir ihm eine Stelle namhaft machen, wo er es offenbar darauf anlegt; es ist diejenige, wo, nachdem der zweyte Satz der Overtüre wiederum mit dem Hauptthema in C-moll begonnen hat, die Modulation in C-dur übergeht. Mad. Grünbaum und Ull. Unger haben ein Duett von Rossini gesungen. Uns dünkt, Mad. Grünbaum dürfte sich mit jenem Leckermale, das, als man ihm immer und immer Repphühner aufsetzte, in der Verzweiflung das berühmte: *Toujours perdrix*, ausrief, in Betreff der Lobeserhebungen, mit welchen sie bereits übersättigt worden ist, in einer und eben derselben Lage befinden und lispeln: *Toujours des louanges!* Wir wollen sie also heute damit verschonen. Der Ull. Unger dürfte mit dieser Künstlerambrosia noch nicht der Magen verdorben worden seyn. Ihr wollen wir also unverholen sagen, daß sie bey dem Vortrage des erwähnten Duetts offenbar eine größere Lebendigkeit, einen thätigern Künstlerwillen, an den Tag gelegt hat, als je zuvor. Wir sind weit entfernt, diese plötzliche Änderung den Rathschlägen zuzuschreiben, welche wir uns die Freyheit genommen haben, ihr zu ertheilen. Vielleicht ist die Anregung, in welche sie durch ihr bevorstehendes Debüt in der nächst zu gebenden italienischen Oper: *il Guor di ferro*, versetzt worden ist, einzig und allein Schuld daran. Wiedem auch sey, wir wünschen Ull. Unger ein günstiges Resultat, welches ihr um so weniger ermangeln kann, als das hiesige so nachsichtige Publicum sich gegen sie nicht strenger bezeigen wird, als es gegen andere geschieht. Das Adagio und Rondo aus einem ganz neuen (sic der Anschlagzetteln!) Fortepianoconcerte des Hrn. Hieronymus Payer, gespielt von Ull. Blahetka, hat sich vergebens erwarten lassen. Dagegen ist dem Publicum das Vergnügen geworden, Ull. Weber, k. k. Hofschauspielerinn, ein Gedicht ablesen zu hören. Ull. Weber hat uns in Erstaunen gesetzt: es ist ihr gelungen, bey der Lectüre desselben mehr Gefühl, Ausdruck und poetische Inspiration zu entwickeln, als sie es je, unsers Wissens, bey der Darstellung irgend einer Rolle gethan.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.